

Nora S. Stampfl

Arbeit über alles?

Warum (Erwerbs-)Arbeit nicht länger zur Strukturierung unseres Lebens taugt und ein Grundeinkommen für alle sinnvoll ist

Arbeit ist der Dreh- und Angelpunkt unserer modernen Gesellschaft. Arbeit bringt Ordnung in das Leben der Menschen und mit dem Drei-Schichten-Tag à acht Stunden Orientierung in unsere Zeitplanung. Es fehlt uns auch an einer alternativen Basis für Selbstbild und Selbstbewusstsein anstelle der beruflichen Position. Verlieren Menschen ihren Arbeitsplatz, dann entbehrt oft auch ihr Alltag jeglicher Struktur und ihr Selbstwert verliert jeglichen Halt, und zwar völlig unabhängig davon, wie befriedigend die Arbeit empfunden wurde.

Die soziale Anerkennung in unserer Gesellschaft ist eng mit der Lohnarbeit verknüpft, die Stellung in der Gesellschaft leitet sich nach wie vor vom Beruf ab. Erwerbsarbeit hat sich tief als Legitimation für Lebenssinn, Anspruch auf gesellschaftliche Teilhabe sowie als Stifter sozialer Kontakte in unseren Köpfen festgesetzt. Auf den Punkt gebracht: Erwerbsarbeit und Beruf waren laut Ralf Dahrendorf bisher „das Geländer, an dem entlang das Leben der Menschen geordnet wurde“.¹

Warum ist es uns bisher nicht gelungen, eine andere Basis für die Strukturierung unseres Lebens zu finden als die Erwerbsarbeit?

Schon 1932 stellte der Mathematiker und Philosoph Bertrand Russell² fest, dass sich die Herangehensweise an Arbeit in einer modernen industrialisierten Welt von jener früherer Zeiten unterscheiden müsse. In seinem Essay „In Praise of Idleness“ („Lob des Müßiggangs“) formuliert er seine Überzeugung, „dass ziemlich viel Schaden in der modernen Welt angerichtet wird durch den Glauben an die Tugend der

Arbeit, und dass der Weg zu Glück und Wohlstand in einer geordneten Verminderung von Arbeit liegt“. Seiner Meinung nach geht unser Glaube an Arbeit als heilige Bürgerpflicht zurück auf ein vorindustrielles System, in dem der Einzelne durch harte Arbeit nicht viel mehr als zur Sicherung seines nackten Lebens erwirtschaften konnte. Diese Vorstellungen von Arbeit nehmen wir ohne Hinterfragen hin und passen sie nicht den modernen Lebens- und Produktionsumständen an.

Der Soziologe Max Weber³ begründet die Mentalität, bezahlte Arbeit sei mehr als notwendiges Übel, mit der auf den Schweizer Reformator Johannes Calvin zurückgehenden protestantischen Auffassung, nach der diesseitiger ökonomischer Erfolg als sicheres Zeichen für die Gnade Gottes gelten darf. Die gesellschaftliche Fixierung auf die Erwerbsarbeit als zentrales Anerkennungsmuster wird aber auch von katholischer Seite zementiert: Die menschliche Arbeit wird spiritualisiert und es wird von einem Plan Gottes gesprochen, der Arbeit als Recht und Pflicht gleichermaßen ausweist. Hinzu tritt noch die anthropologische Argumentation, dass der Mensch, weil er sich durch die Arbeit von anderen Geschöpfen unterscheidet, zu ihr berufen sei.

Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen?

Da Knappheiten die längste Zeit die Menschheitsgeschichte beherrschten, war die Angst vor dem Hungertod maßgeblicher Antriebsfaktor für Entwicklungen; wirtschaftliche Zwänge und Abhängigkeiten bestimmten also seit jeher die Handlungsweise der Menschen. In Zeiten, in denen nicht ausreichend materielle Güter vorhanden waren, mit denen die Bedürfnisse aller hätten befriedigt werden können, verwundert es kaum, dass das vorherrschende Prinzip das von Apostel Paulus verkündete „... dass so jemand nicht will arbeiten, der soll auch nicht essen“⁴ war. Historisch betrachtet wurde die unbedingte Verknüpfung von Arbeit und Essen samt des Inkaufnehmens weit verbreiteter Armut („Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen“) gelockert durch die Einrichtung von kollektiven Sicherungsmechanismen gegen spezifische Armutsriskien. Im modernen Sozialstaat heißt es nun: Wer nicht zumindest (erwerbs-)arbeitsbereit ist, soll auch nicht essen.